

HELMUT BÖTTIGER

Dämonen verscheuchen

Überlegungen zum Geist der Nachkriegszeit

Sehr geehrte Damen und Herren,

der französische Germanist Robert Minder ist sehr verblüfft, als er im Jahr 1952 die aktuellen westdeutschen Lesebücher untersucht. Er schreibt: »Fielen dem Mann vom Mond solche Lesebücher in die Hände, er dächte: Ein reiner Agrarstaat muß dieses Deutschland sein, ein Land von Bauern und Bürgern, die in umhegter Häuslichkeit schaffen und werkeln und seit Jahrhunderten nicht mehr wissen, was Krieg, Revolution, Chaos ist.«

Robert Minder ist kein Polemiker. Er hält einfach fest, was die Atmosphäre dieser Zeit ausmacht, was tonangebend ist. In den ersten Jahren nach 1945 steht die soeben zurückliegende, industriell aufgerüstete Barbarei keineswegs im Vordergrund. Von der Erfahrung eines Zivilisationsbruchs durch die Nazis ist kaum etwas zu spüren, es gibt wenig Spuren einer deutschen Schuld. Die wichtigsten unter den deutschen Schriftstellern sind vor den Nationalsozialisten geflohen und leben im Exil. Aber auch im NS-Staat sind literarische Texte geschrieben worden. Und ihre Autoren sind alle noch da.

Sie treten nach der Währungsreform 1948 wieder in den Mittelpunkt, als nicht mehr ausschließlich die Besatzungsmächte die literarischen Neuerscheinungen lizenzieren und finanzieren. Die Generation der etwa 50- bis 70-jährigen beherrscht die Zeitschriften, die Feuilletons und den Buchmarkt. Sie nimmt jetzt nahezu geschlossen eine »innere Emigration« für sich in Anspruch. Es wird viel von den »Dämonen« gesprochen, von der »dunklen Zeit«, von »Heimsuchung«. Gertrud von le Fort dichtet: »Die Schuld ist ausgeweint«. Als der größte zeitgenössische Lyriker gilt Rudolf Alexander Schröder. Er ist der Repräsentant der deutschen Gegenwartsliteratur und hält fast jeden Festvortrag und immer die feierliche Lesung. Am Silversterabend 1951 wird seine »Hymne an Deutschland« in den Rundfunkanstalten anlässlich der Neujahrsansprache des Bundespräsidenten Theodor Heuss gesendet: »Land des Glaubens, deutsches Land.« Schröders religiöse Dichtung drückt das deutsche Selbstgefühl um 1950 ideal aus:

Wir harren, Christ, in dunkler Zeit.
Gib deinen Stern uns zum Geleit auf winterlichem Feld.
Du kamest sonst doch Jahr um Jahr!
Nimm heut auch unsre Armut wahr

Helmut Böttiger

in der verworrenen Welt.

Am wichtigsten ist den Deutschen der deutsche »Geist«, der trotz des Hitlerregimes immer noch existiere. Das sehen die Emigranten etwas anders. Irmgard Keun schreibt 1947 in einem Brief nach New York: »Der ganze Boden in Deutschland stinkt nach Mord und Leichen, und nun zieht sich ein Schleim von Frömmigkeit darüber hin. In der Ostzone beten sie anders herum.«

Die zentrale Symbolfigur ist Thomas Mann. Zum Wortführer seiner Gegner wird sofort nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands der Schriftsteller Frank Thiess. Er veröffentlicht am 18. August 1945 in der *Münchener Zeitung* einen programmatischen Text mit dem Titel »Die innere Emigration«, mit der vielzitierten Passage, dass die Exilanten »aus den Logen und Parterreplätzen des Auslands der deutschen Tragödie zuschauten«. Der wohl eindrucksvollste Beleg für das Verhältnis der meisten Deutschen zu Thomas Mann ist aber der Geburtstagsartikel, den die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 6. Juni 1950 druckt. Pünktlich zum 75. Geburtstag des Schriftstellers, als Aufmacher im Feuilleton. Der Verfasser ist Gerhard Nebel, und der Anfang lautet:

Es geht nicht an, in Geburtstags-Sentimentalität zu vergessen, was uns von Thomas Mann scheidet. Er tritt uns als Exponent einer bis zur Dummheit gehenden Abneigung gegen Deutschland entgegen, und diesem Affekt, der ihn zu verzehren scheint, antworten aus dem Volk, dem er einmal angehörte und von dessen Schicksal er sich nicht 1933, sondern 1945 trennte, Verachtung und Wut. Dieser Schriftsteller ist eine Linse, die die Strahlen der Partisanen-Bosheit sammelt – aber freilich einer besonders gearteten. Wie seinem Werk, seinem Denken, seiner Sprache alles Elementare fehlt, so ist auch dieser Haß kein flackerndes, sondern ein schwelendes Feuer, Vernichtungslust in Form von moralischen Urteilen, kein freier Ausbruch, sondern ein Würgen des Kloßes, der sich in der Kehle verklemmt hat. Zudem ist der Haß weltgeschichtlich nicht mehr aktuell, er gilt einer untergegangenen Gestalt des globalen Bürgerkrieges, in dem wir stehen, er ist Thomas Manns private Lust.

Meine Damen und Herren, Sie merken also die Probleme, auf die wir bei der Planung dieser Ausstellung gestoßen sind. Wir wollten die Atmosphäre und die Vielfalt der literarischen Ausdrucksformen in der Nachkriegszeit einfangen, wir wollten nicht stehenbleiben bei der Rede vom Mief der Adenauerzeit, von der Restauration in den ersten Jahren der Bundesrepublik, das sind mittlerweile ja rituell wiederholte Formeln, die ihrerseits drohen, einen gewissen Mief anzunehmen. Und dennoch: Beginnt man, sich mit dieser Zeit näher zu befassen, kommt man an jenem Mief nicht vorbei. Wesentlich werden die Schwierigkeiten, die jüngere, unbekannte Autoren hatten, wenn sie nach etwas Offenem suchten, sich ins Unbekannte vorwagten. Sie stießen dabei zwangsläufig auf die Herren des Diskurses. Heute kennt man die damaligen Drahtzieher des Literaturbetriebs kaum

noch. Um das Charakteristische dieser Jahre differenzierter betrachten zu können, haben wir uns für einzelne Protagonisten als die ersten Stationen entschieden, und das ergibt die Leitlinie der Ausstellung.

Frank Thiess, geboren 1895, ist bis Mitte der fünfziger Jahre einer der führenden deutschen Schriftsteller und ständig präsent. Mit einem Doppelroman über den neapolitanischen Tenor Enrico Caruso feiert er wahre Publikumstriumphe und erlebt etliche Auflagen und Buchclublizenzen. Er knüpft nahtlos an den Erfolg von Rudi Schurickes Schlager über die »Capri-Fischer« an und wird zum Avantgardisten deutscher Italiensehnsucht der fünfziger Jahre. 1950 ernennt der »Schutzverband deutscher Autoren«, die zentrale Schriftstellervereinigung, Frank Thiess in einem seltenen, feierlichen Akt zum Ehrenmitglied. Außerdem wählt man an ihn auf der ersten Tagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 1950 zum Vizepräsidenten. 1955 schließlich wird er Vorsitzender der Sektion Literatur in der Akademie in Mainz und damit Nachfolger Alfred Döblins. Ein Schriftsteller wie Frank Thiess ist auf seine Weise repräsentativ für die deutsche Entwicklung. 1929 etwa hatte er geschrieben: »Die Demokratie hat in Deutschland die Mittagshöhe ihres Ruhms überschritten, ihre Ideenlosigkeit offenbart und die Sympathien der Jugend verloren.« Die Weimarer Republik lehnte er ab, seine politische Haltung trug ständisch-elitäre Züge, preußisch-junkerhafte. Dabei verachtete er Hitler durchaus. Thiess fühlte sich dem kleinbürgerlichen Pöbel und der proletarischen Masse überlegen.

Frank Thiess' Haltung ist für die geistige Sphäre in den ersten Jahren der Adenauerrepublik besonders aufschlussreich. Er hatte mit der NSDAP nichts zu tun, er war kein Nazi. Aber das ist nicht das Entscheidende. Frank Thiess steht für eine bruchlose Kontinuität völkischer, deutschnationaler und antidemokratischer Strömungen von der Weimarer Republik über die Zeit des Nationalsozialismus bis zur Gründungsphase der Bundesrepublik. Seine Haltung ist somit symptomatisch für ein deutsches Bürgertum, das dem Nationalsozialismus den Boden bereitete. Nach 1945 begriffen sich subjektiv dann viele Vertreter dieser Sphäre als Widerstandskämpfer. In seinem unveröffentlichten Tagebuch von 1945 hält Thiess fest, wie er das Kriegsende bei sogenannten »einfachen Leuten« bei Bremen erlebte:

Es ist ein sozialpsychologisches Gesetz, daß der Gemeine vom Edlen, der Rohe vom Kultivierten nur dann lernt, wenn er sich vor ihm in dienender Stellung befindet. Inkompatible Menschen zusammengepfercht, das führt jedesmal zum Nachteil für die Besseren. Die Rohen wollen nicht hinauf, sie wollen den Besseren zu sich herabziehen und nehmen es ihm bitter übel, wenn er auf seiner Seelen- und Kulturstufe bleibt.

Helmut Böttiger

Das hat ganz konkrete politische Auswirkungen. Am 2. März 1947 schreibt Thiess an Luise Jodl, die Frau des Chefs des Wehrmachtführungsstabes Alfred Jodl, der bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen zum Tod durch Strang verurteilt wird, folgende Zeilen:

Vom Standpunkt der Pharisäer aus gesehen, wurde auch Jesus bestraft, doch die Christen wendeten diese »Strafe« in ein Opfer, das er für die Sünden der Menschheit brachte, und so ging von Golgatha ein Strom des Lebens aus. Die Zelle des Generalobersten Jodl ist heute so groß wie ganz Deutschland, und die Richter über uns werden andere sein als die Männer in Nürnberg. Die Geschichte richtet immer anders als die Gegenwart.

Etwas anders verläuft die Entwicklung von Kasimir Edschmid. Im Gegensatz zu Thiess ist Edschmid der klassische Opportunist, der seine Standorte je nach Windrichtung wechseln kann. Edschmid macht nach 1950 die Stadt Darmstadt, seinen Geburts- und Wohnort, zu einer Art Verwaltungshauptstadt der deutschen Literatur. Die »Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung«, die ihren Sitz eigentlich in Stuttgart haben sollte, wählt dann doch überraschend Darmstadt, weil Kasimir Edschmid dort relativ viel Geld ergattert. Und nicht nur die Akademie, auch das bundesdeutsche »PEN«-Zentrum nimmt 1951 seinen Sitz in Darmstadt – erster Generalsekretär ist Kasimir Edschmid. Bei allen Intrigen in der Akademie gelingt es Edschmid als einzigem, ständig ein hoher Würdenträger zu bleiben, in den letzten Jahren vor seinem Tod 1966 ist er der Ehrenpräsident. Noch 1965 hält er die Laudatio auf den Bühnenpreisträger Günter Grass.

Wie Thiess fällt Edschmid in der Weimarer Republik durch völkisches und deutschnationales Denken auf. 1932 veröffentlicht er den Roman *Deutsches Schicksal*, und die herausragendste Kritik stammt von Hanns Johst, der kurze Zeit später Präsident der NS-Reichschrifttumskammer werden wird. Johst vergleicht Edschmids Buch emphatisch mit Hans Grimms *Volk ohne Raum*. Edschmid hat aber einen Makel: Er hat als Expressionist angefangen. Als Hitler an die Macht kommt, sucht er deshalb umso heftiger den Schulterchluss. Am 15. Mai 1933 schreibt er an Hans Grimm. Entschuldigen Sie bitte das lange Zitat, aber dieser Brief war bisher unbekannt und ist für uns ein Schlüsseldokument. Edschmid schreibt:

Zu meinem Entsetzen sah ich, daß mein Name plötzlich auf einer Liste auftauchte, die zur Säuberung der Bibliotheken vorderhand bestimmt sein soll und infolgedessen ist es auch geschehen, daß in ein paar Städten meine Bücher verbrannt worden sind. Die Scham, der Schmerz und die Enttäuschung, die es mir bereitet hat, mich plötzlich mit der ganzen zersetzenden Literaturgesellschaft zusammen zu sehen, gegen welche sich jede Faser in meinem Herzen wehrt, kann ich Ihnen nicht schildern. Wenn ich mir überlege, was ich seit Jahren von jener Seite her auszustehen hatte, weil meine Einstellung eben immer positiv für Deutschland war, weil ich nie auch nur die Spur einer marxistischen Bewegung hatte, wenn ich denke, daß ich immer wieder die Welt durchstreift habe von den Einkünften aus meiner Schriftstellerei, um für positive deutsche Dinge

eintreten zu können – und wenn ich nun bedenke, daß Bücher wie »Deutsches Schicksal« von Jungens verbrannt worden sind, die diese Bücher nicht kennen und die unsere deutsche Hoffnung darstellen und daß unzählig viele Bücher von Autoren, die mich zerrissen haben und die absolut antideutsch eingestellt waren, nicht angetastet wurden, so erscheint mir dieser Wahnsinn unfaßbar. Können Sie sich vorstellen, was ich, der ich nicht außen stehen will und kann in dem Deutschland, das kommt, empfinde, wenn ich meinen Namen neben Namen wie Iwan Goll, Emil Ludwig, Rubiner, Toller usw. lese. Sie müssen mir glauben, daß dieser Tag einer der schlimmsten in meinem Leben war. Ich bin, solange ich denken kann, mit allen meinen Kräften gegen das destruktive Literatentum gesegelt. Das haben auch alle führenden Zeitungen von rechts festgestellt. Und ich kann nicht mehr atmen, wenn gegen alle Vernunft und gegen alle Gerechtigkeit mein Name mit den Leuten genannt wird, die ich verachtet habe. Mag man mich für einen Juden gehalten haben (ich habe den besten arischen Stammbaum, den man sich denken kann): solange es Gerechtigkeit und Männlichkeit gibt, muß ich versuchen, in dieser Sache nicht für mich als Person, sondern für meine Ideen und für meine Haltung Gerechtigkeit zu finden.

Edschmid kommt mit seinem »besten arischen Stammbaum« tatsächlich glimpflich davon. Zwischen 1933 und 1941 publiziert er zehn Bücher. Und noch 1944 verhandelt er mit einem Protagonisten des engsten Führungszirkels der NSDAP, mit Baldur von Schirach, dem Reichsstatthalter in Wien, über ein repräsentatives Wien-Buch. Er besucht von Schirach und seine Frau privat. Einer der vielen, zum Teil langen Briefe, die Kasimir Edschmid an Baldur von Schirachs Ehefrau Henriette schreibt, endet mit den Worten: »Das Bild Ihrer Kinder steht in meinem Arbeitszimmer. Bitte umarmen Sie sie von uns.«

Im Frühling 1950 erlebt Edschmid wegen seiner Kontakte mit Baldur von Schirach eine Überraschung: die *Oberösterreichischen Nachrichten* haben recherchiert. Mehrere deutsche Zeitungen, darunter die *Frankfurter Allgemeine*, bringen die Nachricht. Edschmid veranlasst sofort Klageandrohungen und Gegendarstellungen. Er beruft sich dabei auf Namen wie Carlo Mierendorff und Theodor Haubach: vor 1945 aktive und getötete Widerstandskämpfer gegen das Dritte Reich. Ich zitiere aus Edschmids Text in der *FAZ*:

Ich habe in der Tat eine Besprechung mit Schirach gehabt und daraus kein Geheimnis gemacht, davon überall erzählt und das Ergebnis der amerikanischen Militärregierung in München mitgeteilt. Ich hatte diese Besprechung auf Wunsch meiner Freunde Mierendorff und Haubach, die über den Stand der Opposition bei Schirach informiert zu sein wünschten. Die Bemerkung, die Sie in diesem Zusammenhang weiterhin bringen, »Er kam nicht nur einmal, er kam des öfteren« ist erlogen. Es hat nur eine Besprechung stattgefunden. Es hieße zum mindesten meine Intelligenz reichlich unterschätzen, wollte man glauben machen, daß ich als Autor, dem es seit Jahren verboten war, Bücher zu publizieren, im Jahre 1944 noch versucht hätte, als der Krieg längst verloren war, mich bei den Nazis anzubiedern.

Wir sind schon mitten in einem der Kernpunkte unserer Ausstellung, nämlich den Anfängen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Man kann diese Akademie als einen Modellfall

Helmut Böttiger

nehmen. In ihr sammeln sich die typischen Protagonisten der Zeit: Intellektuelle wie Edschmid oder Thiess, die zwar nicht direkt der NSDAP zuzuordnen sind und sich zum Teil von Hitler abwandten, aber bereits der Weimarer Republik feindlich gegenüberstanden. In der Akademie finden sich deutschnationale, antidemokratische, ständisch-dünkelhafte Positionen, um sich eher wider Willen den von außen aufgezwungenen demokratischen Strukturen anzupassen. Alfred Döblin schreibt in seinen autobiographischen Aufzeichnungen über die ersten Begegnungen mit deutschen Geistesmenschen nach seiner Rückkehr nach Deutschland: »Vor diesen Leuten von Demokratie zu reden, war schwierig. Sie lächelten oder grinsten. Das Fräulein Demokratie kannten sie nun schon aus der Nähe.«

Wie schwierig der Prozess vonstatten ging, in der frühen Bundesrepublik demokratische, pluralistische Strukturen als Möglichkeit der Freiheit zu begreifen – das ist das Leitmotiv der Ausstellung. Es strahlt selbst noch auf die Jahre nach 1989 aus, als sich auf dem Gebiet der DDR ähnliche Phänomene zeigen. Wie die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung sich im Laufe der fünfziger Jahre langsam wandelte, ist ein spannendes Kapitel: von einem trotzigem Beharren hin zu einer Neugierde für neue Formen, von einer kruden deutschen Mischung aus Selbstmitleid, Ressentiment und Aggression hin zu einer etwas offeneren Diskussion. Markiert wird dies durch den Wechsel der Präsidentschaft von Rudolf Pechel zu Hermann Kasack.

Auf der ersten Tagung im Frühjahr 1950 wählt man den siebzigjährigen Rudolf Pechel zum Präsidenten, den langjährigen Herausgeber der Monatszeitschrift *Deutsche Rundschau*. Auch Pechels Profil ist exemplarisch für die »moralischen Instanzen«, die nach 1945 für den Neubeginn stehen: In den Zwanziger Jahren gehört er dezidiert zum antirepublikanischen Lager. In der NS-Zeit betont er dann national- und christlich-konservative Überzeugungen und wird 1942 verhaftet. Oskar Jancke, der die erste Tagung und die Präsidentschaftswahl vorbereitet und dem das Zustandekommen der Akademie zu verdanken ist, zieht bei den entscheidenden Überlegungen Frank Thiess ins Vertrauen:

Für Pechel als Präsidenten spräche eine gewisse literarische Neutralität, sein Ansehen als Widerstandskämpfer und als Deutscher konservativer Prägung. Sie als Vizepräsident gäben (mit ihm) eindeutig dem Charakter der Akademie als einer deutschen Ausdruck, also einer Selbstbehauptung, mit der man zu rechnen hat.

Die entscheidende totalitäre Gefahr kommt für Rudolf Pechel aus dem Osten. Der Antikommunismus überdeckt von vornherein eine tiefere Auseinandersetzung mit der unmittelbaren NS-Vergangenheit Deutschlands. Erinnern wir uns an die Formulierung Gerhard Nebels im

Geburtstagsartikel für Thomas Mann: Der Zweite Weltkrieg sei »eine untergegangene Gestalt des globalen Bürgerkrieges, in dem wir stehen.« Seine heutige Gestalt, so legt er nahe, sei zweifellos der Kampf gegen den Kommunismus. Auf der Herbsttagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 1950 hält Präsident Rudolf Pechel eine Grundsatzrede, in der die herrschende Stimmung im Westen auf den Punkt gebracht wird. Im Protokoll heißt es:

Wenn es noch eines Anstoßes zum Eintritt in den Kampf für geistige Freiheit bedurft hätte, so böten ihn die Vorgänge im östlichen Deutschland; sie gingen in ihrer Roheit, Gemeinheit und Dummheit noch über das hinaus, was sich die Nationalsozialisten an Unterdrückung des freien Geistes geleistet hätten.

Das sieht auch Frank Thiess so, der Vizepräsident. Seine Briefe werden in dieser Zeit immer stürmischer: An Kasimir Edschmid schreibt er: »Die Einheit Deutschlands in Ehren, doch man kann und darf sie nur auf Deutsche erstrecken, wobei ich ganz privat der Ansicht bin, daß Döblin, Zweig und Becher drei Juden und Emigranten sind, die gefühlsmäßig zusammengehören.«

Die großen dichterischen Namen in der Anfangszeit der Akademie sind Rudolf Alexander Schröder und Werner Bergengruen. Aber es gibt noch andere Gründungsmitglieder, die den Geist der frühen Jahre repräsentieren, etwa der Schriftsteller Werner von der Schulenburg. Dieser schreibt am 14. September 1951 an den Präsidenten Pechel: »Ich beobachte ein Vordrängen der jüdischen Autoren, vor allem der Ausländer, speziell in unserem Theater. Wir deutschen Bühnenautoren werden, bis auf einige Emigranten, überhaupt nicht gespielt, gespielt werden dagegen sehr viele Juden, die eine lebhaftere Unterstützung in der deutschen Presse finden.«

In der Ausstellung nehmen derlei restaurative Tendenzen, nimmt die Kontinuität der NS-Ideologie also zwangsläufig einen größeren Raum ein. Sie beleuchtet die Schwierigkeiten des Prozesses, bis Mitte und Ende der fünfziger Jahre langsam ein offeneres Klima herrscht. Der Kalte Krieg zwischen Ost und West befindet sich in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre auf dem Höhepunkt, und es ist merkwürdig, welche strukturelle Gemeinsamkeiten die Extreme auf beiden Seiten aufweisen. In der sowjetisch besetzten Ostzone wirken die totalitären Strukturen genauso weiter, nur in anderer Form: Die stalinistische Kampfansage gegen den »Formalismus«, gegen die Moderne ist in Deutschland durch Blut und Boden bestens vorbereitet worden. Der tonangebende Dichter und Funktionär Johannes R. Becher bildet in seiner geschmeidigen Anpassung an die wechselnden kulturpolitischen Direktiven ein gleichwertiges Pendant zu Kasimir Edschmid. Recht aufschlussreich ist die Entwicklung des jungen Stephan Hermlin. Er setzt sich als Radio-Redakteur in Frankfurt am Main 1947 für die neue französische Lyrik ein und wirbt sehr um den Naturlyriker Wilhelm Lehmann. Im Sommer 47 schreibt er an Lehmann, dass »ich seit meiner Kindheit, trotz

Helmut Böttiger

langjähriger Abwesenheit von Deutschland (seit 1936), eine besondere Liebe zu Ihrer Dichtung bewahrt habe.« Mit dem Münchner Verleger Willi Weismann steht Hermlin in engem Kontakt – Weismann ist eine der interessantesten Figuren zwischen den Fronten, liberal und sozialistischen Vorstellungen gegenüber sehr aufgeschlossen. Der rege Briefwechsel zwischen Hermlin und Weismann fasst die deutsche Entwicklung fast symbolhaft zusammen. Der zunächst herzliche Ton ändert sich bald, als Hermlin nach Ostberlin umzieht. Von dort schreibt er dann, dass ihm die Anzeigen in Weismanns Zeitschrift immer mehr missfallen. Die Literatur, die hier annonciert werde, sei »zu 80% finsterste Reaktion: Sartre, Herrn Jüngers Strahlungen« usw. Weismanns Antwort vom November 1949 wirkt wie eine resignierende Schlussbemerkung: »Sie schreiben aus solcher Sicherheit und einem gerundeten Weltbild, daß man Sie beneiden könnte.«

Das literarische Ereignis dieser Jahre ist der kometenhafte Wiederaufstieg von Gottfried Benn. Wir stellen ihn in der Architektur der Ausstellung deshalb in ein Spannungsfeld der heute noch bedeutsamen Namen, zwischen Thomas Mann, Alfred Döblin und Bertolt Brecht. 1933 hat sich Benn den Nationalsozialisten begeistert angeschlossen, doch es dauert etwas mehr als ein Jahr, bis auch er merkt, dass ihm seine expressionistische Vergangenheit zum Verhängnis werden könnte. 1935 taucht er als Militärarzt bei der Reichswehr unter, er nennt das »die aristokratische Form der Emigrierung«. Nach 1945 glaubt Benn, zwischen allen Stühlen zu sitzen und entwickelt eine Ästhetik vom Geist, der über den Dingen steht. Am Ersten Weihnachtsfeiertag 1945 schreibt er über die beabsichtigte Wiedergründung der Preußischen Dichterakademie:

Meine Frage, welchen Sinn und Inhalt diese Akademie heute haben solle, wird mit „Repräsentation« beantwortet. Gelächter, sage ich! Wer, für wen und was? 1933 wurden die Mitglieder auf Befehl der Faschisten gestrichen, heute auf Befehl der Antifaschisten, kommen morgen die Katholiken zur Macht, hängen wir eine Madonna an die Wand und legen Rosenkränze vor die Sitzungsteilnehmer – also: entweder es gibt die Kunst, dann ist sie autonom, oder es gibt sie nicht, dann wollen wir nach Hause gehn.

Durch so viel Formen geschritten,
durch Ich und Wir und Du,
doch alles blieb erlitten
durch die ewige Frage: wozu?

In der ersten Zeit nach 1945 glaubt Benn, dass ein neues Buch von ihm in Deutschland kaum erscheinen könne. Doch sein suggestiver Ton, seine Sogwirkung, seine kunstvolle Beschwörung von Elite und Einsamkeit stiften massenhaft Identifikationsmöglichkeiten. Vor allem aber hat er im Gegensatz zu den raunenden und mystifizierenden Tönen um ihn herum eine erfrischend klare

Sprache. Benn ist erstaunlich anschlussfähig an die künftige spät- und postmoderne Wahrnehmung, er bricht das Pathos, wenn es übermächtig zu werden scheint, und versetzt seine Sprache immer häufiger mit Alltagsslang, mit Anspielungen an die Populärkultur. Der Benn-Sound spielt mit Elementen des Pop, bevor es einen Begriff dafür gibt. Benn neigt nicht zu großen Gefühlen. Aber da er sie trotz allem ständig in sich spürt, hebt er sie durch eine zwischen Zynismus und abgründiger Weisheit ständig changierende Artistik immer wieder aus. Einmal schickt ihm sein Brieffreund Friedrich Wilhelm Oelze eine Liste mit Fragen zu den neuesten Manuskripten, und bei Oelzes Frage nach dem Begriff »Colt« entfährt es Benn: »*Colt* – aber, Herr Oelze! Lesen Sie keine Kriminalromane? Ich ständig, wöchentlich 6, Radiergummi fürs Gehirn – ein berühmter amerikanischer Revolver, ohne den kein Scotland Yardmann auftritt.«

Damit lässt Benn die zeitgenössische deutsche Diskussion um »Geist« und Schicksal weit hinter sich. Benn hat aber auch eine Neigung zum Schlager. Blumen und Pflanzen leisten ihm immer wieder gute Dienste zur Seinsvergewisserung. Die Anemone kommt vor und einmal auch die Eberesche, am meisten hat es ihm allerdings die Rose angetan, und man kann sich das durchaus auch in einer anderen Form vorstellen, gesungen von der dunklen Stimme Zarah Leanders:

Wenn erst die Rosen verrinnen
aus Vasen oder vom Strauch
und ihr Entblättern beginnen,
fallen die Tränen auch.

Die nachfolgende Generation hat es da viel schwerer. Sie kehrt mit Anfang, Mitte Dreißig aus dem Schützengraben und den Kriegsgefangenenlagern nach Deutschland zurück und hat noch nichts veröffentlicht. Am Ende unserer Ausstellung kommt auch sie zum Vorschein. Ende Juli 1947 nehmen der aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft gekommene Hans Werner Richter und der spätere dtv-Verleger Heinz Friedrich, der die Schlacht von Königsberg schwerverletzt überlebt hat, an einem Treffen teil, das der neugegründete Stahlberg-Verlag in Altenbeuern / Hinterhör im Allgäu veranstaltet. Es steht unter dem Motto »Ruf der Jugend«. Den Festgottesdienst hält Rudolf Alexander Schröder, und Schröder hält auch den eröffnenden Festvortrag, mit dem Titel: »Vom Beruf des Dichters in der Zeit«. Um 20 Uhr gibt es dann »Schuhplatteln im Dorf«.

Hans Werner Richter erinnert sich später: »Die meisten waren unzufrieden mit dem Verlauf der Tagung.« Aber er fügt hinzu, dass die jüngeren Teilnehmer über die Texte, die vorgelesen wurden, sofort diskutiert hätten. Und das habe ihm gefallen. Richter sagt: »Es hatte sich spontan entwickelt, und Rudolf Alexander Schröder konnte es nur schwer ertragen: diese offene Sprache, die oft

Helmut Böttiger

brüskierend und beleidigend war, in der Wortwahl an die Landsersprache der vergangenen Kriegsjahre erinnernd: rau, karg, die Dinge unmittelbar beim Namen nennend. Ja, die Methode, die sich hier entwickelt hatte, war richtig: Lesen und Kritisieren, nur besser, schärfer, genauer. Darauf kam es an. Ich sagte es denen, die um mich herum saßen: ›Das müßte man wieder machen. Nur mit anderen Leuten.«

Damit markiert Rudolf Alexander Schröder in gewisser Weise den Beginn der Gruppe 47. Er entzündet das, was Hans Werner Richter als das Wesentlichste bezeichnet: die Kritik. Literarische Kriterien sind dabei noch gar nicht recht entwickelt. Aber hier werden Spielregeln erprobt, die für frischen Wind und für geistige Auseinandersetzung sorgen. Das ist man in Deutschland nicht mehr gewohnt. Dass die wichtigsten Personen der Gruppe 47 in der amerikanischen Kriegsgefangenschaft Diskussionskultur und Kritikfähigkeit erfahren haben, ist ein nicht zu unterschätzender Faktor. Heute verbindet man die Gruppe 47 mit Namen wie Günter Grass, Martin Walser oder Marcel Reich-Ranicki, vor denen die Medien immer noch strammstehen. Dabei gerät aus den Augen – und manche werden das in unserer Ausstellung als provokativ empfinden –, dass die Gruppe 47 im literarischen Feld der frühen Bundesrepublik nahezu der einzige Platz war, in dem die Demokratie mit Leben erfüllt wurde, und an dem neue und jüngere Stimmen überhaupt Gehör finden konnten.

In den ersten Jahren ihres Bestehens führt die Gruppe 47 ein Schattendasein, sie wird von den etablierten Stimmen des Feuilletons kaum beachtet. Die Frühjahrstagung 1952 in Niendorf an der Ostsee markiert einen ersten Wendepunkt. Plötzlich treten junge Autoren auf, die sich der zeitgenössischen Moderne öffnen, die zu den Gründern der Gruppe 47 gar nicht mehr so recht passen, für die die Gruppe 47 aber das einzig mögliche Forum ist. Ilse Aichinger liest ihre raffinierte *Spiegelgeschichte*, Ingeborg Bachmann erregt mit ihren verhauchten Gedichten Aufsehen, und der 32-jährige Paul Celan, ostjüdischer Herkunft, ist aus Paris angereist. Die Berichte darüber, wie Celans Lesung in Niendorf aufgenommen worden ist, sind sehr verwirrend. Er selbst schreibt in mehreren Briefen an seine Frau, dass er Verleger kennengelernt sowie erfreulich hohe Rundfunkhonorare erhalten hat. Allerdings hätte er gern den Preis der Gruppe bekommen: »Am Ende der Sitzung, als man zur Wahl schritt, haben sich sechs Personen an meinen Namen erinnert.« Dass sechs der Anwesenden ihm den Preis geben wollten – das ist allerdings gar nicht so wenig. Den Preis erhält Ilse Aichinger, auch sie eine Autorin mit jüdischem Hintergrund. Mitte der fünfziger Jahre versucht Richter in einem Rundfunkinterview zu formulieren, was mit der Gruppe 47 passiert ist, und schon hier zeigt sich, dass ihm etwas über den Kopf zu wachsen droht. Ich zitiere:

Es ist nun eine erstaunliche Wandlung in der Literatur festzustellen. Während sie 1947 sehr stark zum Realismus neigte, dementsprechend auch sehr stark zur engagierten Literatur, auch zu den politischen Problemen zeitnah war, entwickelt sich die junge Literatur – das darf ich kritisch sagen – immer mehr zur Kunst der Form hin und etwas weg vom Engagement. Ich persönlich bedauere es, daß diese Zeitverbundenheit nicht mehr da ist. Aber man kann das nicht beeinflussen.

Erst im Laufe der fünfziger Jahre also, das wird im Kontext dieser Zeit unwiderlegbar deutlich, zeigen sich erste, zögernde Öffnungen im Literaturbetrieb. Neben der Gruppe 47 treten auch einige andere Außenseiter in Erscheinung. Am schillerndsten ist dabei wohl der Solitär Arno Schmidt. Am 17. April 1953 gibt Schmidt dem damals 25-jährigen freien Rundfunk-Mitarbeiter Martin Walser ein Interview. Walser sagt, dass Arno Schmidts Sprache doch »etwas seltsam« sei, »etwas ungewohnt«. Sie sei für viele, »die in dieser Zeit leben, ja sogar unverständlich«, das müsse Schmidt doch wohl auch zugeben. Arno Schmidt reagiert recht ungehalten. Im Gegensatz zu einer Partitur der Musik seien die Buchstaben in einem Buch jedem geläufig, und so meine jeder, »dass er ohne weiteres lesen und vielleicht gar auch schreiben könne«. Das sei aber ein Irrtum. Und er hält Walser entgegen: »Wenn eine Annäherung stattzufinden hat, dann hat sie nicht von der Seite des Künstlers herzukommen, Kunst dem Volke, sondern das Volk, jedermann, hat sich gefälligst zur Kunst hinzubemühen.«

Mit diesem Dialog bricht die Zukunft an.
Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.